



Mitten in der Nacht, auf einer Bank in der Gare de L'Est: Die Züge stehen still, und auch das Leben scheint zum Stillstand gekommen. Wer hier sitzt, ist gestrandet, aus der Welt gefallen. Was hat Nelly, die erfolgreiche Theaterschauspielerinnen, hier zu suchen? Bis gestern war ihr Tageslauf, ihr ganzes Denken magnetisch auf die Rolle, auf das fremde Leben ausgerichtet, das sie abends auf der Bühne verkörpert. Bis gestern, als sie im Moment ihres Auftritts den Mann in der fünften Reihe sah, der als einziger nicht zu ihr hinblickte. Was will er von ihr, dieser Mann, von dem sie sich vor Monaten getrennt hat, den sie immer noch liebt, selbst wenn sie sich weigert, auch nur seinen Namen zu denken? Der Körper versagt der Schauspielerinnen den Dienst, denn diese Liebe war kein Spiel.

VÉRONIQUE OLMI wurde 1962 in Nizza geboren und lebt heute in Paris. In Frankreich wurde sie, als eine der bekanntesten Dramatikerinnen des Landes, für ihre Arbeit mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Ihre Romane stehen regelmäßig auf den obersten Plätzen der Bestsellerliste.

VÉRONIQUE OLMI BEI BTB

In diesem Sommer. Roman (74648)

Das Glück, wie es hätte sein können. Roman (74979)

Véronique Olmi

Der Mann in der  
fünften Reihe

Roman

*Aus dem Französischen  
von Claudia Steinitz*

**btb**

Für meine Schwester Isabelle

Käme ihr Mann oder Liebhaber zurück und sagte ihr,  
er leide noch immer – bist du sicher, sie würde nein  
sagen?

ALFRED DE MUSSET  
*Man spielt nicht mit der Liebe*



ICH WEISS NICHT, WIE LANGE ich schon auf dieser Bank sitze. Seit Stunden fährt kein Zug mehr ab, kommt keiner mehr an. Ein regloser Bahnhof. Eisige Stille bis ins Mark meiner Knochen. Hinter mir eine riesige, verschlossene Stadt. Vor mir die leeren Züge wie gestrandete Wale. Und Sie. Vielleicht hören Sie mir zu. Es ist eine Welt, die nichts mehr zu sagen hat. In der ich mich verloren habe. In ein paar Stunden geht der Verkehr wieder los. Beginnt der Tag. Ich weiß nicht, was ich mit ihm anfangen werde. Ich weiß nicht, was ich jetzt mit mir anfangen soll. Vor vierundzwanzig Stunden war alles noch gewohnt und vertraut. Ich dachte, ich würde entscheiden und hätte alles im Griff. Ich dachte, ich würde leben.

GESTERN BIN ICH WIE ÜBLICH spät aufgewacht. Es war nach zehn, und ich blieb noch lange im Bett, ehe ich mich hinaustraute. In der Nacht hatte ich einen Albtraum gehabt, in dem alle Linien horizontal waren. Eine Welt ohne Vertikalität. Endlose Straßen. Ohne mögliche Ausfahrt. Ich konnte weder aus- noch einsteigen. Alles war statisch. Ich spürte, dass ich starb. Aber ich starb nicht. Denn in diesem horizontalen Universum gab es weder Ober- noch Unterwelt.

Der Albtraum blieb in mir, er war deutlich und irritierend, hielt mich irgendwie fest, dann fiel mir ein, dass Dienstag war. Das erschreckte und beruhigte mich. Heute Abend spiele ich, dachte ich mit einem kleinen, kurzen Schmerz. Aber der Schmerz war auch Erleichterung: Ich hatte recht gehabt, am Vorabend zu Hause zu bleiben. Ich hatte nichts verpasst; die Seltsamkeit eines Tages ohne Theater war vorübergegangen. Ich bin Schauspielerin. Theaterschauspielerin. Meine Woche, oder besser mein Leben, beginnt am Dienstag. Der Montag hängt irgendwie in der Luft. Ich fülle ihn mit möglichst vielen Verpflichtungen und treffe alle möglichen Menschen. Bin Mutter. Tochter. Freundin. Geliebte. Nachbarin. Ich verkörpere all diese Rollen. Aber



der Montag ist eine schmerzhaft Untreue; auch in diesen Stunden, die ich dem Alltag opfere, höre ich nie auf, an die nächste Vorstellung zu denken, bin nur auf sie fixiert. Ich durchlebe den vorstellungsfreien Tag in der ständigen Angst, dass er mich von der Rolle ablenkt. Ständige Angst. Das verstehen Sie bestimmt.

Es kommt mir vor, als trüge ich ständig eine zweite Welt auf den Schultern. Als schwebte sie über meinem Kopf. Es ist keine Bedrohung. Es ist real, eine Präsenz, die ich nur im Theater anbeten kann. Außerhalb des Theaters muss ich in einer einzigen, gewöhnlichen Dimension leben. Das ist wie ein ständiger Verrat. Eine Sackgasse.

Gestern früh hinterließ der Albtraum einer zweidimensionalen Welt mit seinen starken und deutlichen Bildern einen bitteren Nachgeschmack, den ich nicht loswurde. Ich verstand seine Bedeutung nicht. Dann versuchte ich, nicht mehr daran zu denken. Ich wollte ihn vergessen. Es war ein filmischer Traum, weiter nichts. Vielleicht ein ästhetischer Traum. Das zu glauben war falsch.

Ich habe das Radio angemacht, um mich abzulenken, aber es half nicht. Ich verstand nicht, was sie sagten, mir entging der Sinn einzelner Wörter, Begriffe auf Englisch, aus der Welt des Internets und der Finanzen. Das ist offenbar eine universelle Sprache, und ich fand es schade, dass ich nichts davon begriff. Aber die Stimmen des Journalisten und seiner Gäste – Experten – klangen besorgt und pro-

phezeiten das Schlimmste. Ich überlegte mir, dass meine Kinder in einer Welt voller Katastrophen und Experten aufwachsen, und fragte mich, ob ihnen das Leben weit offen oder eng und voller Fallstricke erschien. Meine Kinder, Tom und Louis, waren früh zur Schule gegangen. Ihre Stundenpläne merke ich mir nie. Das Blatt mit ihrem Wochenplan, das am Kühlschrank hängt, ist unzuverlässig, es gibt Arbeitsgemeinschaften, Vertretungsstunden, Turniere, alles ändert sich von einem Tag zum anderen, und ich merke mir nichts davon.

Ich hatte Mühe, aufzustehen, das Rollo war nicht ganz heruntergelassen, und auf dem Balkonboden sah ich das blasser Februarlicht ohne Substanz. Es war offenbar windig: Ich hörte den Verkehr vom ziemlich weit entfernten Stadtring. Es klang wie ein Fluss, ein fortwährendes Strömen, das unweigerlich durch alle Ritzen dringt. So stelle ich es mir meistens vor, um das Geräusch zu mögen. Ein Fluss in der Stadt.

Ich bin froh, dem alltäglichen Rhythmus der Staus und der überfüllten Metros zu entgehen, aber auch irgendwie argwöhnisch, als hätte man mich vergessen und als wäre das Vergessen ein Privileg, dessen ich mich nicht rühmen sollte. Ich lebe und spiele am Abend, eine gute Entschuldigung, um nicht früh aufzustehen. Denn eine Entschuldigung braucht man. Was eine unglaubliche Verletzung der Privatsphäre ist. Jeder sollte über seine Nutzung der Zeit entscheiden können, ohne sich rechtfertigen zu müssen.

Der Morgen sollte eine neutrale Zone sein, die man nur mit dem oder der teilt, der oder die neben einem schläft. Der Morgen müsste zur Nacht gehören. Die Nacht, das sind jetzt Sie. Diese Bank. Dieser Bahnhof. Diese Kälte.

Gestern noch kannte ich ein gemächliches Erwachen, die kleinen, so vertrauten Ängste, kannte ich die Rituale und den genauen Ablauf der Stunden. Während ich meinen Tee trank, las ich online die Zeitungen. Schlagzeilen über Massaker in Zentralafrika, erinnere ich mich, und Artikel über einen Streit zwischen Fernsehmoderatoren, die ich nicht kenne. Die Massaker in Zentralafrika zählten nicht zu den »meistgelesenen Artikeln«, im Unterschied zu denen über den Moderatorenstreit. Aber bei den Massakern bat man uns abzustimmen, für oder gegen eine Intervention. Ich hoffe, dass niemand in Zentralafrika weiß, was wir uns da trauen. Ich frage mich, wie ich zurückkäme, wenn ich dorthin gehen würde, »an den Kriegsschauplatz«, wie man sagt. Für einen einzigen Tag. Eine Stunde. Eine halbe Stunde. Fünf Minuten. Fünf Minuten braucht man, um einen Zeitungsartikel zu lesen, schätze ich. Die Realität einer Welt aufzunehmen. Aber es ist nicht meine.

Ich bin am Mittelmeer aufgewachsen, an den guten Stränden. Und in den guten Zeiten. Aber es könnte sein, dass die Gewalt in das Land der Kindheit drängt. Dann würden sich meine Erinnerungen ändern. Meine Sommer am Strand wären nicht mehr meine, sie würden einer Generation gehören, wären eher Teil einer Epoche als meiner